

Freya Gassmann

WISSENSCHAFT ALS LEIDENSCHAFT?

*Über die Arbeits- und Beschäftigungs-
bedingungen wissenschaftlicher Mitarbeiter*

Wissenschaft als Leidenschaft?

Arbeit – Interessen – Partizipation

Herausgegeben von Ludger Pries and Rainer Trinczek

Band 15

Freya Gassmann ist Soziologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Sportökonomie und Sportsoziologie der Universität des Saarlandes.

© Campus Verlag GmbH

Freya Gassmann

Wissenschaft als Leidenschaft?

Über die Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen
wissenschaftlicher Mitarbeiter

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Doktors der Philosophie der Fakultät HW
Bereich Empirische Humanwissenschaften der Universität des Saarlandes
Vorgelegt von Freya Gassmann aus Saarbrücken, Saarbrücken, 2018

Unter dem Titel:

Leiden|schaf(f)t Wissenschaft zwischen amor sciendi und der Not der geistigen Arbeit.

Eine Analyse der Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen
und Mitarbeiter an der Universität.

Dekan:

Univ.-Prof. Dr. Cornelius König

Berichterstatter:

Univ.-Prof. Dr. Eike Emrich

Univ.-Prof. Dr. Cornelius König

Jun.-Prof. Dr. Jochen Mayerl

Tag der Disputation: 27. Oktober 2017

Unter <http://www.campus.de/pdf/gassmann-50891.pdf> können alle Abbildungen und Tabellen aus
dem Anhang abgerufen werden.

ISBN 978-3-593-50891-7 (Print)

ISBN 978-3-593-43851-1 (PDF-E-Book)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links.
Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2018 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

GEDRUCKT AUF PAPIER AUS ZERTIFIZIERTEN ROHSTOFFEN (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

1	Einleitung.....	9
2	Soziogenese der Universität – Die Geschichte der europäischen Universität	13
2.1	Die Universität in ihrer Entstehung im Mittelalter (1000–1500)	14
2.2	Die Universität der Frühen Neuzeit (1500–1800)	25
2.3	Die Universität nach der französischen Revolution – zwei gegensätzliche Modelle	36
2.4	Die humboldtsche Universität nach den Ideen von Schleiermacher	39
2.5	Die Universität in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts	58
2.6	Die Universität nach 1945.....	68
2.7	Zusammenfassung der Geschichte und der Wechselwirkungen mit anderen gesellschaftlichen Teilbereichen ..	76
3	Wissenschaft und Universität.....	86
3.1	Die Universität und die Wissenschaft in der Dauerkrise	88
3.2	Ethos der Forschung	90
3.3	Wissenschaft als kapitalistische Angelegenheit.....	93
3.4	Empirische Beschreibung des Universitätssystems	97
3.5	Finanzierung der Hochschulen aus Grund- und Drittmitteln.....	109
3.6	Das Sonderarbeitsgesetz für wissenschaftliche Mitarbeiter.....	116

4	Das System Universität.....	120
4.1	Die Universität als Institution mit Vertrauen als bindender Komponente.....	121
4.2	Die Universität als Organisation des Wissens.....	125
4.3	Der Lehrstuhl als Organisationseinheit	149
4.4	Die Universität als Arbeitgeber zwischen Organisation und Institution.....	163
4.5	Die Universität in Interaktion mit anderen gesellschaftlichen Teilbereichen.....	164
4.6	Zwischenfazit und Ableitung der Hypothesen aus der organisationstheoretischen Rahmung	166
5	Studien zur Situation der wissenschaftlichen Mitarbeiter	173
6	Methoden, Planung und Durchführung der Befragung.....	186
6.1	Durchführungsort der Studie	186
6.2	Das Erhebungsinstrument	188
6.3	Beteiligung interner Stakeholder.....	192
6.4	Datenschutz	193
6.5	Genehmigung der Studie	194
6.6	Zielgruppe der Befragung und Rücklauf.....	194
7	Empirische Analysen.....	199
7.1	Sozioökonomisches Profil der wissenschaftlichen Mitarbeiter	199
7.2	Soziale Herkunft und Fakultät	202
7.3	Mobilität.....	206
7.4	Exploration der Arbeits- und Beschäftigungssituation.....	209
7.5	Organisationshypothesen	232

7.6	Wissenschaftliche Mitarbeiter zwischen Leidenschaft und Karriere – Versuch einer Typologie.....	289
7.7	Führungsverhalten von Professoren aus Sicht der wissenschaftlichen Mitarbeiter	312
7.8	Arbeitssucht	356
7.9	Partnerschaft und Kinder.....	394
8	Zusammenfassung.....	427
9	Fazit und Ausblick.....	439
	Literatur	444
	Dank	482

1 Einleitung

»An historischen und aktuellen Anlässen für eine Untersuchung des Systems der Nachwuchsförderung und Mittelbaubeschäftigung an bundesdeutschen Universitäten fehlt es nicht« so leitete Enders (1996) vor etwa zwanzig Jahren sein Buch »Die wissenschaftlichen Mitarbeiter« ein. Diese Eingangsworte lassen sich auf die heutige Zeit und die Situation der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter¹ durchaus übertragen.

Vor etwa einem Jahr im Frühjahr 2016 wurde die Novelle des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes erlassen. Die Politik wollte durch die Veränderungen im Gesetz etwas gegen den Trend der Kurzzeitverträge tun. Ursprünglich war das Wissenschaftszeitvertragsgesetz als Sonderarbeitsgesetz für wissenschaftliche Mitarbeiter erlassen worden, um befristete Beschäftigung zu regeln und um einem möglichst großen Kreis von Personen eine Promotion im Rahmen einer befristeten Anstellung an einer Universität und damit die Chance auf einen Einstieg in die Wissenschaft zu ermöglichen (Jongmanns 2011, S. 18). Etwa zeitlich parallel dazu stieg die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter in den letzten Jahren insgesamt, aber auch relativ zu den Professuren an Universitäten, an (vgl. Kapitel 3.4). Unterdessen wuchs, sowohl durch das Wissenschaftszeitvertragsgesetz sowie die Umstellung in der Hochschulfinanzierung durch zeitlich befristete Drittmittel der Anteil der befristeten Beschäftigten im Verhältnis zu den unbefristeten (Bloch & Burkhardt 2010, S. 22) und liegt aktuell bei etwa 90 Prozent (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2017, S. 126f). Dieser Anteil an unbefristeter Beschäftigung wird von zahlreichen Institutionen als zu hoch erachtet, um eine gesicherte Qualität in Studium

1 Der Lesbarkeit halber beschränkt sich die Autorin im Folgenden auf die männliche Form, die weibliche ist stets implizit einbegriffen. Diese sprachliche Vereinfachung wird vorgenommen, da es im Deutschen leider kein »geschlechtslose[s] Wort [wie] »scientists« gibt, welches einen einfachen handhabbaren sprachlichen Gebrauch erlaubt (zur Herkunft und der Geschlechtslosigkeit des englischen Wortes scientists vgl. Merton 1992, S. 222).

und Lehre zu gewährleisten und verlässliche Karrierewege für wissenschaftliches Personal unterhalb der Professur zu ermöglichen (Hochschulrektorenkonferenz 2014; Deutsche Gesellschaft für Soziologie 2016, Gewerkschaften: GEW – Wittenberger Erklärung – 2016; DGB 2015; ver.di 2015) und als prekäre Beschäftigung umschrieben (Müller 2009; Kreckel 2012; journalistisch aufgegriffen u. a. in der Zeit: Groll 2015, taz: Lehmann 2014, FAZ: evah (Kürzel) 2015).

Wissenschaftlichen Mitarbeitern sowie der Universität wird unterstellt, dass sie in einer bzw. mehreren Krisen stecken (Schimank & Stölting 2001, S. 7)². Der Weg in die Professur und damit in eine gesicherte Anstellung an einer Universität war historisch schon immer problematisch, wie die Ausführungen von Max Weber (2002 [1919]) und seinem Bruder Alfred Weber (1923) zeigen. Vor rund 100 Jahren im Rahmen einer wirtschaftlichen Krise in Deutschland war die Situation für den wissenschaftlichen Nachwuchs, worunter damals in der Regel habilitierte Privatdozenten fielen, überaus schwierig (vgl. Kapitel 2.5). Heute besteht keine wirtschaftliche Krise in Deutschland und auch ist es für wissenschaftliche Mitarbeiter nicht notwendig in den Semesterferien, wie damals üblich, im Straßenbau tätig zu sein, um sich und ihre Familien zu ernähren (Schreiber 1923, S. 41). Nichtsdestotrotz ist die Beschäftigung unsicher, Teilzeitstellen vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften sind die Regel und Karriereaussichten unklar (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2017, S. 135f).

Die Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter ist somit riskant, sie »ist eine Angelegenheit, die einfach Hazard ist« (M. Weber 2002 [1919], S. 477) und verlangt einen erheblichen persönlichen Einsatz. Eine der Fragen, die sich dabei stellt ist, warum dieses System, in dem wissenschaftliche Mitarbeiter unsicher angestellt sind und trotzdem viel zu leisten bereit sind, funktioniert. Erstaunlicherweise steigt die Anzahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter in Deutschland stetig an und das trotz der beschriebenen Bedingungen, so dass das Wissenschaftsministerium bei der Vorstellung des Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2017 (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2017) zu dem Schluss kommt:

² Wobei hier angenommen wird, dass es sich nicht um eine konstruierte soziale Krise handelt (vgl. dazu Klein & Emrich 2013).

»Wissenschaftliche Karrieren werden immer attraktiver«³ (Bundesministerium für Bildung und Forschung 2017).

Diese Arbeit widmet sich den Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen von wissenschaftlichen Mitarbeitern an Universitäten. Dafür soll zunächst die Universität untersucht werden, da diese die organisatorischen Prozesse der Beschäftigung bestimmt. Nach einem historischen Exkurs zur Geschichte der europäischen Universität (Kapitel 2) wird im dritten Kapitel die Universität unter heutigen Gesichtspunkten und unter anderem die aktuelle empirische Lage der Universität sowie die rechtlichen Bedingungen zur Beschäftigung von wissenschaftlichen Mitarbeitern. Diese Erkenntnisse bilden die Basis für eine organisationstheoretische Rahmung der Arbeit in Kapitel 4, welches zunächst mit der Frage eingeleitet wird, ob die Universität eine Institution oder eine Organisation ist. Danach wird beleuchtet, wie Entscheidungen getroffen werden, wie die Universität aufgebaut ist und wie sich dies auf die Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen von wissenschaftlichen Mitarbeitern auswirkt. Diese Überlegungen bilden die Basis zur Ableitung von Hypothesen zu den Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen der wissenschaftlichen Mitarbeiter der Universität.

In Kapitel 5 werden die bis dato erschienene Studien zu den Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen dargestellt, die zum Teil wissenschaftlicher Natur sind und zum Teil aus Zusammenschlüssen von Mittelbauvertretungen, Personalräten oder Gewerkschaften entstanden sind. Darin wird das Fehlen aktueller wissenschaftlicher Studien zu den Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen deutlich gemacht. Auf die Planung und Durchführung der Datenanalyse, den Rücklauf sowie die spezielle Situation zum Zeitpunkt der Befragung an der Universität des Saarlandes wird danach eingegangen. Das empirische Kapitel gliedert sich in einen ersten Teil, in dem explorativ, beschreibend die sozioökonomischen Eigenschaften der Mitarbeiter sowie die Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen dargestellt werden. Danach werden die aus der organisationstheoretischen Rahmung abgeleiteten Hypothesen empirisch geprüft. Anschließend werden in vier eigenständigen Unterkapiteln, einzelne Bestandteile der Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen herausgegriffen, um diese zunächst theoretisch und danach empirisch zu untersuchen.

3 Dabei verstehen die Verfasser der Pressemitteilung unter »attraktiv« lediglich die Steigerung der Zahl der Beschäftigten und stellen keinen Bezug zur Attraktivität der Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen her.

So wird der Antrieb der wissenschaftlichen Mitarbeiter in Kapitel 7.6 untersucht, um die Frage zu beantworten, aus welcher Motivation die wissenschaftlichen Mitarbeiter ihren Einsatz im Beruf ziehen. Kapitel 7.7 widmet sich dem Führungsverhalten der Vorgesetzten der wissenschaftlichen Mitarbeiter, da diese die Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen erheblich beeinflussen können. In Kapitel 7.8 wird der Arbeitseifer der wissenschaftlichen Mitarbeiter, der zum Teil im Rahmen der Anstellung in der Wissenschaft sowie durch externe Faktoren gesellschaftlicher und organisatorischer Art bestimmt wird und mitunter das Ausmaß einer Arbeitssucht annehmen kann, theoretisch betrachtet und empirisch untersucht. Der aktuelle Bundesbericht zum wissenschaftlichen Nachwuchs schenkt der Vereinbarkeit von Familie und Wissenschaft besondere Aufmerksamkeit und stellt fest, dass diese Gruppe deutlich seltener Kinder hat, was mit den Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen zusammenhängt und dann auch ein Grund für den geringen Frauenanteil in der Wissenschaft darstellen könnte (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2017, S. 231ff). Diese Thematik wird in Kapitel 7.9 empirisch betrachtet. Die theoretischen und empirischen Ergebnisse werden in einem Schlusskapitel zusammengefasst. Die Arbeit schließt mit einem Fazit und Ausblick.

2 Soziogenese der Universität – Die Geschichte der europäischen Universität

»Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleib im Dunkeln unerfahren, mag von Tag zu Tage leben.«

Goethe (1998 [1819], S. 343)⁴

Es mag zunächst seltsam anmuten, dass der Untersuchung der aktuellen Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen der wissenschaftlichen Mitarbeiter an deutschen Universitäten zunächst eine doch eher umfangreiche historische Rückschau⁵ vorangestellt wird.⁶ Die historische Betrachtung der Entwicklung der Universität in Europa als ältester Institution nach der katholischen Kirche (Rothblatt & Wittrock 1993, S. 1), ermöglicht zwar keine Erklärung der Organisation in Gänze, jedoch hilft sie dabei, Gründe für zahlreiche, teilweise altertümlich anmutende Bedingungen zu finden. So hält Rassem beispielsweise fest, dass die Universitäten im 19. Jahrhundert erstaunlicherweise »viel von ihren alten Eigenheiten und ihrer Struktur erhalten haben«, die aus ihren Entstehungszeiten im 12. und 13. Jahrhundert herrühren (Rassem 1975, S. 15). Die Universität kann so als »institutioneller Dinosaurier der Gegenwart« angesehen werden (Wittrock 1993, S. 304). Mit jeder gesellschaftlichen Veränderung, erhielt die Universität eine neue »Schicht«, jedoch ist insgesamt trotz all der Reformen eine erstaunliche Kontinuität zu beobachten (Wittrock 1993, S. 304).

Obwohl in der Soziologie die Historie häufig vernachlässigt wird (Elias 1983; Schützeichel 2009, S. 277). Herrscht bei der Betrachtung der Universität Einigkeit über die Bedeutung ihrer Geschichte. So führte bereits Durkheim aus, dass die »beste Art, ihren Ursprung zu erforschen, (...) die Untersuchung ihrer Entstehung« ist (Durkheim 1977a, S. 74). Anerkannt scheint, dass »die gegenwärtigen Veränderungen in der Wissenschaft (...) nicht angemessen zu begreifen [sind], ohne ihre Geschichte und ihren

4 Goethe selbst betrachtete die Universität als Institution eher skeptisch (Wittrock 1993, S. 314).

5 In die historische Rückschau fließen dabei zwangsläufig, allgemeingeschichtliche Aspekte, Sozialgeschichte, Verwaltungsgeschichte des Landes und Wissenschaftsgeschichte ein (Ellwein 1985, S. 15).

6 Für eine Übersicht zur historischen und sozialwissenschaftlichen Forschung siehe Wittrock (1993, S. 306ff).

Mythos« (Funken, Roffe & Hörlin 2015, S. 28). Auch Bourdieu machte in seinem Werk »Homo academicus« auf die zentrale Bedeutung der Geschichte aufmerksam (Bourdieu 1992, S. 10):

»Die Objektivierung des objektivierten Subjekts läßt sich nicht umgehen: Nur indem es die historischen Bedingungen seines eigenen Schaffens analysiert (und nicht durch eine wie immer geartete Form transzendentaler Reflektion), vermag das wissenschaftliche Subjekt seine Strukturen und Neigungen ebenso theoretisch zu meistern wie die Determinanten, deren Produkt dieses sind, und sich zugleich das konkrete Mittel an die Hand zu geben, seine Fähigkeiten zur Objektivierung noch zu steigern.« (ebd.)

Durch diesen geschichtlichen Exkurs soll auch die Möglichkeit geschaffen werden, durch diese Sicht, wie Ellwein ausführt, eine »Distanz zu sich selbst und zu der Situation zu gewinnen, in die man eingebunden ist« (Ellwein 1985, S. 13), was sich als Mitglied einer Universität zwangsläufig ergibt. Zudem scheint das Bild, das die Mitglieder von der Universität haben, teilweise vage und von falschen »Klischees« beeinflusst zu sein (ebd., S. 9–11). Demnach wäre es geradezu sträflich bei einer Untersuchung der Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen der wissenschaftlichen Mitarbeiter, die Geschichte ihres »Arbeitsplatzes« auszulassen. Die geschichtliche Beschreibung der Universität beginnt mit ihrer Entstehung im Mittelalter in Europa, gefolgt von den Entwicklungen in der Frühen Neuzeit. Daran anschließend wird die Universität nach dem Vorbild Humboldts und Schleiermachers und das sich daraus ergebene deutsche Universitätsmodell im 20. Jahrhundert betrachtet. Der historische Exkurs schließt mit einer Zusammenfassung.

2.1 Die Universität in ihrer Entstehung im Mittelalter (1000–1500)

»Wir seien gleichsam Zwerge, die auf den Schultern von Riesen sitzen, um mehr und Entfernteres als diese sehen zu können – freilich nicht dank eigener scharfer Sehkraft oder Körpergröße, sondern weil die Größe der Riesen uns zu Hilfe kommt und uns emporhebt.«

*Bernhard von Chartres (12. Jahrhundert)*⁷

Die Universität ist eine europäische Institution (Rüegg 1993a, S. 13) und ein Produkt des christlichen Westens aus dem 12. Jahrhundert (Rüegg 1993b, S. 27), die »als eine nunmehr fast tausend Jahre alte Institution [...] prägend für Europa und seine Identität wurde« (Fisch 2015, S. 8)⁸. Max Weber nennt in den Vorbemerkungen der Religionssoziologie die Universitäten als Beispiel einer rationalen Kulturerscheinung, die es als »rationalen und systematischen Fachbetrieb der Wissenschaft« nur im Okzident gab (M. Weber 1920, S. 3; vgl. Jaspers 1946, S. 124).

Der Begriff Universität wurde im Mittelalter allgemein für viele Strukturen, die über ein Sonderrecht verfügten, genutzt. Die Universität im heutigen Sinne hieß damals »universitas magistrorum et scholarium«, »Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden« und unterschied sich durch den Zusatz beispielsweise von der Zunft der Bäcker der »universitas pistorum« (Fisch 2015, S. 7). In Salerno, Bologna und Paris⁹ waren im 11. und 12. Jahrhundert die ersten Formen der Universität erkennbar (ebd., S. 9). Jede einzelne Universität wurde in den Anfangszeiten jeweils von einer der vier

7 Zitiert nach Merton 1983, S. 46 von John of Salisbury (mit unklarer Quellenangaben, ebd., S. 45, FN 3), die Übersetzung aus dem Lateinischen ist aus Marks (2011, S. 45) entnommen, wobei unklar bleibt, woher diese Übersetzung ursprünglich stammt, da sie sich auch in anderen Quellen in exakt diesem Wortlaut wiederfindet. Damit entspricht diese Quellenangabe einem spezifischen, jedoch relativ kleinen »Labyrinth der Gelehrsamkeit« (vgl. Merton 1983) und so ist eine gewisse Zirkularität nicht zu bestreiten.

8 Wobei dies nicht bedeutet, dass sie ihre Form oder ihren Inhalt nicht wandelte, sie zeichnet sich vielmehr durch ihre Wandlungsfähigkeit und ihre Flexibilität aus (Fisch 2015, S. 8).

9 Zur Geschichte der Universität in Frankreich vgl. allgemein Durkheim (1977a, S. 74ff). Robert de Sorbon (königlicher Kaplan und Domherr) war der Namensgeber der Sorbonne, zu seinem »collège« zählten bis zu 50 Lehr- und Wohnstätten (Fisch 2015, S. 10).

Fakultäten Medizin, Recht, Theologie oder der Artistenfakultät¹⁰ dominiert (ebd., S. 23). Während im italienischen Salerno, der Legende nach, vier Männer unterschiedlicher Herkunft und Glaubens (Lateiner, Griechen, Jude und Moslem) eine medizinische Fakultät gründeten, beschäftigte sich die Universität in Bologna in ihren Anfängen mit dem Römischen Recht und die Universität Paris mit der Theologie¹¹ sowie der Grammatik und Logik, also mit Fächern die zur Artistenfakultät zählten (ebd., S. 9f). Die Institution in Paris entwickelte sich jedoch relativ schnell weiter, indem die Fächer Medizin und Rechtswissenschaften ergänzt wurden (Ellwein 1985, S. 23), wobei die Theologie den höchsten Rang hatte (ebd., S. 25).

2.1.1 Die Anfänge der Institution Universität

Rassem beschreibt die Universität im 12. Jahrhundert zusammenfassend als »recht eigenartige(r)[n] Verein«, der keine staatliche und keine kirchliche Einrichtung war, sondern durch ein »locker organisiertes Zusammensein freier Lehrer und freizügiger Schüler« in einer »genossenschaftlichen Verfassung mit wechselnden gewählten Amtsträgern« gekennzeichnet war (Rassem 1975, S. 15). Ab dem 13. Jahrhundert vergrößerten sowohl die Kirche als auch der Staat jedoch nach und nach ihren Einfluss (ebd.). Trotz all der Informationen lassen sich das Verhältnis des Professors zu seinen Schülern (Verger 1993, S. 151) und das Berufsbild des Professors im Mittelalter nur schwer nachzeichnen, da kaum Dokumente dieser Zeit über das alltägliche Arbeiten existieren (ebd., S. 152). Die vorhandenen Schriftstücke ermöglichen es jedoch, ein Idealbild zu zeichnen (ebd.).

Die Universitäten des Mittelalters glichen sich in der Ausstattung mit Privilegien, einem eigenem Rechtsraum, eigenen Normen und demokratischen Strukturen in den Räten nach dem Mehrheitsprinzip (Fisch 2015, S. 13). Das Universitätsleben war geprägt durch Gruppen von Lehrern und eine um sie »gescharte Gemeinschaft der Studierenden« (Schwinges 1993a,

10 Die Artistenfakultät stellte den Vorläufer der Philosophischen Fakultät dar, dort wurden die artes liberales, die freien Künste unterrichtet. Durch das Studium an der Artistenfakultät sollten die Studenten auf das Studium an den drei anderen Fakultäten vorbereitet werden (ebd.).

11 Stichweh diskutiert die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Theologie. Der Wechsel von der Kloster- zu einer Universitäts-theologie bedeutet einen »Verwissenschaftlichungsschub«. In der Universität des Spätmittelalters war die Theologie nach Stichweh die am weitesten fortgeschrittene Wissenschaft (Stichweh 2013, S. 162).

S. 162; vgl. auch Durkheim 1977a, S. 85; Clark 1983, S. 13). Zu Anfang waren die Universitäten Europas jedoch mitnichten grundsätzlich alle gleich organisiert, so war die Universität in Bologna, im Gegensatz zur Pariser Universität, die beide über die Bezeichnung als älteste Universität streiten, unterschiedlich strukturiert (Fisch 2015, S. 14). Die genossenschaftliche Universität in Bologna ging von den Studenten aus (ebd.), weswegen sie auch häufig als Studentenuniversität bezeichnet wird (Verger 1993, S. 52). Die Studenten waren Träger der Universität und stellten zudem den Rektor, der gewählt wurde und meist aus einer einflussreichen adeligen Familie stammte (Fisch 2015, S. 14). Darüber hinaus waren die Studenten in Bologna Erwachsene, während sie in Paris »ganz jung(en)« waren (Durkheim 1977a, S. 153). Die Pariser Universität wurde durch die Lehrenden organisiert und der Rektor stammte ebenfalls aus ihren Reihen (Fisch 2015, S. 14), wodurch sie auch schnell unabhängig vom dortigen Bischof wurden (ebd., S. 10). Im 15. Jahrhundert erreichten die Studenten in Bologna die »zeit- und sachgerechte Durchführung der Lehrveranstaltung durch Androhung von Bußen, deren Bezahlung die Professoren durch die Hinterlegung von Kautionen garantieren mussten«, so wurde es den Studenten möglich, ihr Studium schneller abzuschließen. (Rüegg 1993b, S. 37). In Paris dagegen hatten die Studenten gegenüber den Lehrenden einen geringen Einfluss und konnten ihre Forderungen nicht durchsetzen. Daher zog Ende des 12. Jahrhunderts eine größere Gruppe nach England (Fisch 2015, S. 10). In Oxford fanden sie nach ihrem Auszug ihren ersten eigenen Standort, jedoch kam es etwa dreißig Jahre, also etwa eine Generation später, zu einer erneuten Unzufriedenheit und Cambridge wurde gegründet (ebd., S. 10).¹²

Fisch bezeichnet den Beginn der Universität als Institution in den Städten als »gewohnheitsrechtliche Anfänge« (ebd., S. 9). An dieser Umschreibung wird deutlich, dass die Institutionen damals nicht über Nacht entstanden, sondern in einem Prozess ihre Eigenschaften als Universitäten ihrer Zeit über Jahrzehnte herausbildeten. In den Folgejahren entstanden Universitäten in Montpellier (Mitte des 12. Jahrhunderts) mit einer medizinischen und einer juristischen Schule sowie Avignon im 13. Jahrhundert. Im 14. Jahrhundert kam es dann zu weiteren Gründungen in Frankreich und Italien (ebd., S. 11f).

Der »ungesicherte Status der lernenden oder lehrenden Wissenschaftler [war] der [damalige] Anlass zur Gründung der ersten Universitäten« als

12 Zum Erscheinungsbild des studentischen Auszugs siehe Bahnson (1975, S. 177).

Institutionen mit ihren Privilegien und Rechten (Rüegg 1993b, S. 37). Zum Schutz der Institution Universität und seiner Mitglieder verabschiedete Friedrich Barbarossa Mitte des 12. Jahrhunderts in Bologna die sogenannte »Authentica habita«, ein Gesetz durch welches die Wissenschaftler und Studenten auf eine besondere Weise geschützt wurden. Sie erhielten unter anderem ein Gerichtsprivileg, durch welches sie bei einer Anklage den Richter in Form ihres Lehrers, Rektors oder des Bischofs wählen durften, was zuvor nur den Klerikern vorbehalten war (vgl. Stölting 2001, S. 29). Die besondere Schutzbedürftigkeit der Lehrenden und Lernenden ergab sich auch aus ihrer »Heimatlosigkeit«, da sie in der Regel nicht aus der Universitätsstadt stammten und meist aus dem Ausland kamen (Fisch 2015, S. 19). Barbarossas Gesetz stellte den ersten Schritt bei der Privilegierung der Angehörigen von Universitäten in Form von Wissenschaftlern und Studenten¹³ dar, wobei dies erst in den darauffolgenden Jahrhunderten nach und nach realisiert wurde (Nardi 1993, S. 84).

Die Ausstattung mit Privilegien war sowohl vom Ort als auch der jeweiligen Zeit abhängig, so waren die Angehörigen der Universität im 13. Jahrhundert von Steuern befreit, mussten keinen Wehrdienst leisten und ihr Eigentum durfte nicht angetastet werden (Gieysztor 1993, S. 109). Die besonderen Rechte der Universitätsangehörigen bzw. ihrer Organisation wurden durch »Herrschaftszeichen wie Szepter [sic!] und Bestätigungszeichen wie Siegel« hervorgehoben (Fisch 2015, S. 7). Die Vorrechte der Angehörigen der Universitäten betrafen nicht nur die Studenten, Magister, Doktoren und Professoren, sondern auch deren Frauen und Familien und darüber hinaus Dienstboten sowie weitere Beschäftigte der Universität, wie Papiermacher, Schreiber und Buchhändler (ebd., S. 15). Diese Selbstständigkeit und die Privilegien differenzierte die Universität von Schulen oder anderen Akademien (ebd., S. 7f; Stichweh 2013, S. 171). Die Professoren selbst hatten von ihrem Stand in Form des gewissenhaften und fleißigen Lehrers ein sehr positives Bild und stellten in Zeiten von Konflikten über den Müßiggang der Studierenden ihren berühmten Kollegen (Azzo die Porci), der nur innerhalb der Ferien krank wurde und während seines Urlaubs starb, als Idealbild entgegen (Schwings 1993b, S. 206)¹⁴. Durch seine

13 Die Studenten waren damals Mitglieder der Universität und wurden nicht als »Kunden« und damit externe Personen verstanden (zu Studierenden als Kunden vgl. Münch 2011, S. 79).

14 Azzo die Porci zeigt damit Symptome einer sogenannten Arbeitssucht, diese wird in Kapitel 7.8 thematisiert.

Titel Magister und Doktor war der Professor eine Autorität innerhalb der Gesellschaft, sie stellten seinen Rang dar und damit war er ähnlich angesehen, wie ein Adliger (Verger 1993, S. 152).

Das Ausmaß der Einheitlichkeit der europäischen Universitäten war im 13. Jahrhundert – verglichen mit heute – außerordentlich hoch. Dies zeigte sich u. a. daran, dass die durch die Universitäten erteilte Lehrbefugnis »licentia ubique docendi dazu befähigte, in der ganzen – papstkirchlichen – Christenheit« und damit in ganz Europa zu lehren. Zudem hatten die erworbenen Titel den gleichen Wert, unabhängig davon, von welcher Universität sie stammten (Verger 1993, S. 49). Ein Grund für diese Einheitlichkeit ist neben dem Einfluss der katholischen Kirche durch den Papst sicherlich in der gemeinsamen europäischen Sprache Latein zu finden (Fisch 2015, S. 21). Alle Universitätsangehörigen lernten Latein auf einer der speziellen Schulen in den Städten und Latein war die »alleinige Sprache der Verständigung« (ebd.). Die Einheitlichkeit der mittelalterlichen Universität Europas war so hoch, dass ein Wechsel während des Studiums jederzeit möglich war, was durch Universitätsexamen ermöglicht wurde, die dem »europäischen Rahmen« entsprachen (Ellwein 1985, S. 25).

Die universitäre Organisation von Wissenschaftlern führte jedoch auch zu Nachteilen für die Wissenschaftler, der Theologe Philippe de Grève der Pariser Universität beklagte sich beispielsweise Anfang des 13. Jahrhunderts, dass der Anteil der Vorlesungen und Disputationen zurückgegangen sei und »die Zeit zum Studium in Sitzungen und Diskussionen vertrödelt« werden würde (zitiert nach Rüegg 1993b, S. 33). Die neue Organisationsform brachte somit auch soziale und temporale Kosten mit sich, die zulasten der eigentlichen Aufgabe gingen. Die Anfänge der Institution Universität erinnern damit an den Übergang von traditionellen in moderne Strukturen und damit an die Veränderung der Solidarität von einer mechanischen zu einer organischen Art und Weise (Durkheim 1977b, S. 111).

2.1.2 Die vier Fakultäten

Die vier Fakultäten der damaligen Zeit waren in zwei Gruppen unterteilt. Medizin, Recht und Theologie bildeten die höheren Fakultäten und die Artistenfakultät bot eine Art Grundstudium an (Fisch 2013, S. 24f). Zwischen den Fakultäten bestanden sowohl zwischen den Studenten als auch den Beschäftigten teilweise »erhebliche Statusspannungen«. In einem besonderen Maße waren diese zwischen der Artisten- und Juristenfakultät

zu beobachten (Schwinges 1993b, S. 181).¹⁵ In der Artistenfakultät wurden die sieben freien Künste unterrichtet. Diese unterteilten sich in das trivium, »den dreiteiligen Weg zur Weisheit«, »die drei sprachlichen Fächer: Grammatik, Rhetorik und Logik« sowie das quadrivium, »die vier mathematischen Fächer: Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik«. Die sieben freien Künste wurden ab dem 13. Jahrhundert durch die Schriften Aristoteles um die »drei Philosophien, [nämlich] die Naturphilosophie, Ethik und Metaphysik« ergänzt (Leff 1993, S. 279; Ellwein 1985, S. 62f).

Auf die Lehre in der Artistenfakultät bauten dann die drei anderen Fakultäten auf (Fisch 2015, S. 24), wobei die einzelnen sieben freien Künste nicht die gleiche Bedeutung für Recht, Medizin und Theologie hatten. Die Rhetorik spielte beispielsweise für das Recht eine größere Rolle, unterdessen waren die Logik und die Naturwissenschaften für die Medizin wichtiger (Leff 1993, S. 280). Die Inhalte und genutzten Werke der drei Fakultäten waren aus heutiger Sicht eher eingeschränkt. Während sich die medizinischen Fakultäten auf die Schriften des Mediziners Galen und des Naturwissenschaftlers Plinius konzentrierten, wurde im Recht das Buch zum Kirchenrecht und das zum Recht des römischen Zivilrechts genutzt, die Theologie verwendete die Bibel (Fisch 2015, S. 24). Fisch betont in seiner Analyse der mittelalterlichen Universität, dass das eigenständige Denken die Lehre bestimmte, als Beispiel nennt er die scholastische Theologie, in der eine Methode angewandt wurde, die »das jeweilige Pro und Contra einer Frage methodisch erörterte« (ebd.). Die Inhalte der Fächer wurden ab etwa dem 13. Jahrhundert um die Schriften von Aristoteles (Übersetzung aus dem Griechischen und Arabischen ins Lateinische) ergänzt (ebd.). Aristoteles hatte so auf die Universitäten im 13. Jahrhundert »wie zuvor auf den Islam« einen überaus starken Einfluss (Leff 1993, S. 289). Die Kirche versuchte zunächst diese neuen Inhalte zu verbieten, scheiterte jedoch an der Unabhängigkeit der Universität (Fisch 2015, S. 25). Einen gewissen Anteil der »selbstständig-kritische[n]« Denkweise der Wissenschaft (ebd.) hat die heutige Universität sicherlich der Wiederentdeckung der Schriften von Aristoteles zu verdanken.

15 1372 führten diese Spannen zu einem Konflikt an der Universität Prag, was darin endete, dass aus einer Universität im Ergebnis zwei Universitäten (Artisten-Theologen-Mediziner und Jura) mit jeweils einem Rektor wurden (Schwinges 1993b, S. 181).

2.1.3 Die Lehrenden

Der Positionen innerhalb der Lehre der Universität im Mittelalter waren eher heterogen (Verger, 1993, S. 142). Die Lehre wurde zwischen den ordentlichen Professoren und den außerordentlichen Professoren aufgeteilt. Am Vormittag wurden die wichtigsten Texte von den ordentlichen Professoren vorgestellt, die auch innerhalb der Institution der Universität beispielsweise zur Organisation des Studiums die zentrale Rolle spielten. Die außerordentlichen Professoren behandelten in den Nachmittagsstunden die weniger wichtigen Texte und waren meist selbst Bakkalaren, Lizentiaten oder Doktoren (ebd., S. 142). Die Lehre durch die Vorlesungen wurden durch mündliche Disputationen der Studenten untereinander ergänzt, die der systematischen Auseinandersetzung mit dem Gelernten dienten (Fisch 2015, S. 23). Die Zahl der ordentlichen Professoren wurde an allen Orten begrenzt. Neben den ordentlichen Professoren erstritten sich die Magister, Doktoren und außerordentlichen Professoren an manchen Universitäten zweitweise die Berechtigung an der Teilnahme von Versammlungen und Räten im Rahmen der akademischen Selbstverwaltung (Verger 1933, S. 143).

Die meisten Universitäten des Mittelalters waren eher klein im Verhältnis zu den »Ausnahme-Universitäten« Bologna, Paris, Oxford und Cambridge, die etwa 1.000 Studenten und 50 bis 100 Lehrende umfassten (Fisch 2016, S. 16). In einigen Universitäten und gerade in Bologna hatten die Studenten große Einflussmöglichkeiten, weil sie durch die Immatrikulationsgebühren¹⁶ nicht unwesentlich zur Finanzierung der Universitäten beitrugen (Gieysztor 1993, S. 130; Schwinges 1993a, S. 172), obwohl insgesamt die finanziellen Möglichkeiten der Universitäten begrenzt waren (Fisch 2016, S. 16). Die Professoren finanzierten sich durch die Einnahme der *collectae*, den Studiengebühren und Examensgebühren, bevor diese durch die Pfründe¹⁷ ersetzt wurden (Verger 1993, S. 144). Die Immatrikulations- und Studiengebühren waren meist nicht hoch im Gegensatz zu den Prüfungsgebühren, die vor allem bei Doktorprüfungen immens waren und für den Prüfling neben der Ausrichtung eines »Doktorschmaus« eine große finanzielle Hürde darstellten (Fisch 2015, S. 16).

16 Die Immatrikulationsgebühren waren abhängig von der Position und dem finanziellen Vermögen des Studenten, die Berechnung war in Statuten festgelegt (Schwinges 1993a, S. 172f).

17 Unter Pfründen ist in der Regel Grundbesitz zu verstehen, der durch seine Unterhaltung Ertrag abwarf und zum Lebensunterhalt diente.

Ende des 14. Jahrhunderts erhielten immer mehr der Professoren ein Gehalt, welches in der Höhe nach der Art der Fakultät und der Universität durchaus unterschiedlich ausfiel. So bekamen die Professoren der juristischen und der medizinischen Fakultät meist höhere Gehälter als die der Artistenfakultät (di Simone 1996, S. 238; Ellwein 1985, S. 25). Erst ab 1500 gab es vereinzelt verbeamtete Professoren, die durch den Staat finanziert wurden (Fisch 2015, S. 17). Die Gehälter wurden von den Städten, aber auch durch Stiftungen gezahlt. Die Professoren der theologischen Fakultät gehörten meist selbst dem Klerus an und so waren viele der Päpste im 14. und 15. Jahrhundert zuvor Professoren gewesen (Verger 1993, S. 145). Die Professoren verdienten zusätzlich Geld mit der Vermietung von Zimmern inklusive Verpflegung in ihrem Haus an Studenten. Des Weiteren unterhielten einige einen familiären Ausschankbetrieb für Bier oder Wein, was durch die städtische Befreiung von der Umsatzsteuer ermöglicht wurde (Fisch 2015, S. 17f).

2.1.4 Die Studenten

Um als Student an eine Universität aufgenommen zu werden, war das Leisten eines Eides notwendig, womit diese sich der Gerichtsbarkeit der Universität, in der Regel in Person des Rektors, unterstellten (Fisch 2013, S. 16) und danach als »unmittelbar[e] Untertan[en] des Rektors« galten (di Simone 1996, S. 236). Die Immatrikulation der Studenten folgte somit dem Schema »Schwören, Bezahlen, Eintragen« und war damit formal eine relativ einfache Zugangsvoraussetzungen¹⁸, soziale, intellektuelle oder sprachliche Barrieren bestanden nicht (Schwinges 1993a, S. 174). Auch die Differenzierung zwischen Schule und Universität sowie die klare Abfolge des Besuchs dieser Institutionen gab es im Mittelalter noch nicht, was sich u. a. auch in den Begriffen Schüler und Student zeigt, die sich damals nicht unterschieden (ebd., S. 164). Die Prüfung der grundsätzlichen Eignung für ein Studium lag beim Lehrer (Schwinges 1993a, S. 163). Allein durch den Schwur wurde man zum »akademischen Bürger« (ebd., S. 207)¹⁹.

18 Für ein Studium des Rechts, der Medizin und der Theologie war ab dem 14. Jahrhundert zuvor ein Studium an der Artistenfakultät i. d. R. obligatorisch (Schwinges 1993a, S. 162).

19 Die Regeln, denen man sich damit unterwarf, waren an den neueren Universitäten in Mitteleuropa stärker ausgeprägt als an den südlichen juristisch geprägten Universitäten (Schwinges 1993b, S. 207). Die Statuten umfassten u. a. Regeln zum Umgang mit Frauen, der unbedingt zu meiden war, sowie Kleiderordnungen (ebd., S. 208f).

Kern der Universität war der Zusammenschluss aus Lehrenden und Studenten in »Magisterfamilien oder -schulen« (ebd., S. 162; vgl. auch Ellwein 1985, S. 25). Diese »typischen und wichtigen Sozialformen« waren das Herz der Universität, ein »zentrales Gebäude als Sinnbild der Universität« gab es erst ab Mitte des 16. Jahrhunderts (Schwinges 1993a, S. 163). Der Lehrer dem sich ein Student anschloss, wurde nicht in erster Linie aufgrund wissenschaftlicher Kriterien ausgesucht, im Fokus standen eher soziale und kulturelle Faktoren, wie gleiche Nationalität, Bekanntschaft und Empfehlungen (ebd., S. 163). Bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts war das Ablegen eines Examens an der Universität eher nicht üblich, wodurch zwischen den Absolventen auch keine in Zertifikaten messbare hierarchische Abstufung bestand (Schwinges 1993b, S. 182). An der Universität des Mittelalters war das Spektrum, was sich aus nichtvorhandenen Zulassungsvoraussetzungen, der breiten Basis sozialer Herkunft sowie der Ziele der Studenten für ihren Universitätsbesuch ergab, außerordentlich vielfältig (vgl. ebd., S. 184).

Während des Besuchs der Universität wohnten die Studenten in der Regel in Kollegien, die sich zum Teil über Spenden finanzierten (Ellwein 1985, S. 97), bei ihren Lehrern im Haus oder in größeren Studentenhäusern, die durch die Wohnenden selbst finanziert wurden (Schwinges 1993b, S. 198f; S. 203f). Insgesamt lässt sich die Art des Wohnens als »klösterliche(r) Gemeinschaft« beschreiben (Ellwein 1985, S. 27). Das Verhalten der Studenten wurde sowohl von der städtischen Öffentlichkeit als auch von den Professoren durchaus kritisch betrachtet. Nach Schwinges (1993b, S. 206) finden sich in der Berichterstattung immer wieder Schriftstücke, die auf einen freiheitlichen Lebensstil von Lärm, Glücksspiel, Prügeleien, übermäßigen Alkoholkonsum und auch unehelichen Zuspruch zum weiblichen Geschlecht schließen lassen (ebd., S. 206).

Das Universitätsstudium diente den meisten Studenten früher nicht zur Befriedigung ihres Wissensdursts, sondern sollte ihnen danach eine gute berufliche Position sichern, obwohl das Studium als Ziel eigentlich nur auf die Position des Hochschullehrers ausgerichtet war (Rüegg 1993b, S. 37). Der akademische Abschluss war jedoch lange Zeit nicht die Voraussetzung für ein Amt (Ellwein 1985, S. 25), vielmehr wurde der Abschluss neben der adligen Herkunft und dem charismatischen Auftreten, die primär betrachtet wurden, berücksichtigt. Erst im 15. Jahrhundert wurde der Grad des Abschlusses bedeutsam und am Ende des Mittelalters wurde der Doktorgrad gleichgewichtet wie ein Adelstitel (Rüegg 1993b, S. 38). Nach Rüegg

war die Stärke der damaligen Universität gerade in ihrem Wesen als Elfenbeinturm und der »wissenschaftliche[n] Bildung um ihrer selbst willen« zu finden. Der Umstand, dass die Bildung auch eine Ausbildung darstellt, ist nach Rüegg eine latente Funktion, die für die »gesellschaftliche Relevanz des reinen Erkenntnisstrebens, des amor sciendi« steht (ebd., S. 39).

Den amor sciendi der Universität des Mittelalters, der diese Institution erheblich prägte, machen sieben Wertvorstellungen aus (ebd., S. 46ff):

1. Der Glaube an die durch Gott geschaffene Weltordnung, die mit den Mitteln der Vernunft erklärbar und beherrschbar ist.
2. Der Mensch als Mängelwesen und die jüdisch-christliche Vorstellung des sündenbehafteten Menschen und die daraus stammende Vorstellung der »Begrenztheit des menschlichen Intellekts wirkte[n] sich im Mittelalter als Motor wissenschaftlicher Kritik und kollegialer Kooperation aus und bildeten die Grundlage für die Umsetzung allgemein ethischer Werte wie Bescheidenheit, Ehrfurcht, Selbstkritik in das Idealbild des Wissenschaftlers«.
3. Der Mensch als Ebenbild Gottes und als »Spiegelbild des Makrokosmos« führte zur Emanzipation der Wissenschaft.
4. Das Wahrheitsgebot führte zu Transparenz.
5. Wissenschaft wurde als öffentliches Gut angesehen, welches »letztendlich von Gott geschenkt« wurde, weshalb das Erkenntnisinteresse an sich vor der praktischen Verwertung in Berufen stand.
6. Wissenschaft bedeutete Weiterentwicklung.
7. Das Prinzip der Gleichheit, wonach nur die Erkenntnis zählt und nicht die Herkunft.

2.2 Die Universität der Frühen Neuzeit (1500–1800)

»O Jahrhundert! O Wissenschaft! Es ist eine Lust zu leben; doch darf man noch nicht ausruhen, Willibald! Die Studien blühen auf, die Geister regen sich, He du Barbarei mach Dich auf Dein Exil gefasst!«

*Ulrich von Hutten (1518)*²⁰

Dieses Kapitel widmet sich der Universität der Frühen Neuzeit sowie dem Wissenschaftsverständnis, welches die Institution prägte. Dabei wird im Sinne Durkheims innerhalb der Erläuterungen immer wieder der Vergleich zum Vergangenen als Form der Analyse gewählt, um die Veränderungen deutlich zu machen sowie das Prägende und Charakteristische der Institution darzustellen (Durkheim 1984 [1895], S. 205ff).²¹

2.2.1 Die veränderte Rolle der Universität

Rüegg stellt das »veränderte Verständnis von Zeit und Welt« in der Renaissance als Hauptgrund dar, der zum Humanismus²², der Gelehrtenrepublik und der veränderten gesellschaftlichen Rolle der Universität in der Frühen Neuzeit führte und dadurch einen erheblichen Einfluss auf die Entwicklungen und Veränderungen der europäischen Universität hatte (Rüegg 1996, S. 22). Dies drückte sich beispielsweise in einem neuen Wertekanon aus, »Durchhaltevermögen«, »Neugier, Rastlosigkeit, Ruhmsucht, die in der scholastischen Ethik als Untugenden galten«, wurden nun höher gewertet als die früheren Tugenden der Gelehrsamkeit »Ruhe, Kontemplation, Selbstbescheidung« des amor sciendi (ebd., S. 30, S. 23). Erste Züge des Humanismus hielten ihren Einzug, als ab Mitte des 15. Jahrhunderts immer mehr geographisch-historische Fakten zu Ländern gesammelt wurden (ebd.). Das Bild, welches das Werk »Instauratio Magna« von Francis Bacon

20 Zitiert nach Rüegg (1996, S. 25).

21 Durkheim (1984 [1895], S. 205) führt in seinen Regeln der soziologischen Methode aus, dass die einzige Methode, die der Soziologie entspricht, die des Vergleiches ist und bewertet sie als adäquaten Ersatz für das in den Sozialwissenschaften auf Gesellschaftsebene kaum mögliche systematische Experiment (ebd.).

22 Nach Durkheim stand das klösterliche Lernen der Jesuiten in einem deutlichen Gegensatz zur humanistischen Pädagogik an der Universität im 16. Jahrhundert (Durkheim 1977a, S. 234ff). Wobei die Jesuiten nach Durkheim den Humanismus, mit dem Ziel ihn besser lenken zu können, nicht direkt bekämpften (ebd., S. 232).

ziert (1620) und in dem ein Schiff zu einem ungewissen Horizont aufbricht, kann nach Rüegg als Sinnbild für das neue Wissenschaftsverständnis gesehen werden. Die Durchführung von Entdeckungsfahrten führten zu neuen Erkenntnissen und auch zu neuen Methoden (ebd., S. 23; vgl. zu den Auswirkung der zeitlichen und räumlichen Erweiterung der Welt auch Luhmann 1990, S. 653). Neben dem »ad fontes« (zu den Quellen) zählte »sapere audete« (wage es, weise zu sein) zu den Leitsprüchen des Humanismus (Ellwein 1986, S. 40). Die grundsätzliche Organisation und Ausstattung der Universität änderte sich dagegen kaum (Ridder-Symoens 1996, S. 139).

Das Bild des ins Meer, ins Unbekannte fahrende Schiff steht in einem deutlichen Gegensatz zu dem Bild von Bernhards von Chartres, der die Gelehrten auf den Schultern von Riesen sitzend sah, was als Sinnbild des Wissenschaftsverständnisses des Mittelalters verstanden werden kann (Fisch 2015, S. 25). Unterzieht man die Bilder einer Analyse, so wird deutlich, dass der auf den Schultern sitzende Gelehrte bis auf seinen Blick, den er natürlich in einem gewissen Radius umherschweifen lassen kann, keinen Einfluss darauf hat, was er sieht. Er bewegt sich nicht in neue Gebiete und wandert vielmehr auf alten Pfaden. Er sieht und erfährt somit nichts ganz grundlegend Neues, und baut in erster Linie auf den Erkenntnissen seiner Vorgänger auf. Das Bild des Schiffes, welches aufs Meer hinausfährt, verdeutlicht dagegen eine erheblich höhere Dynamik, die mitunter auch mit einem höheren Risiko verbunden ist.

Bei dieser Entdeckungsfahrt, die die Wissenschaft auf sich nahm, warfen sie jedoch nicht alles aus der Vergangenheit stammende »über Bord«, hebräische und griechische Schriftstücke wurden neu entdeckt (»ad fontes«), was durch die Etablierung der beiden Sprachen in der Wissenschaftswelt ermöglicht wurde (Fisch 2005, S. 26, S. 48; vgl. auch Ellwein 1985, S. 39f und Frijhoff 1996a, S. 54). Die alten Schriften erfuhren eine neue Einbettung durch die neue Methode des Dialogs²³, die sich sowohl innerhalb der Wissenschaft als auch der Lehre auswirkte (Rüegg 1996, S. 24). Wobei die Methode des Dialogs nicht grundlegend neu war, vielmehr wurde der Dialog Platons, der seine Schriften fast alle in Dialogform anlegt hatte, in denen auch sein Lehrer Sokrates auftritt, wiederentdeckt (zum »Dialog als Medium

23 Unter einem Dialog ist in diesem Zusammenhang die »gelehrte(n) Unterhaltung, in der die eigenen mit fremden Erfahrungen, Erkenntnissen und Überzeugungen in der wissenschaftlichen [...] Kommunikationssprache konfrontiert wurden«, zu verstehen (Rüegg 1996, S. 41).

des philosophischen Gedankens« vgl. Wieland 1999, S. 50ff). Die Integration des Hebräischen und Griechischen neben dem Lateinischen führte jedoch auch dazu, dass Latein sein Alleinstellungsmerkmal verlor (Stölting 2001, S. 30f). Im Vergleich zur Universität des 12. Jahrhunderts in der die Vorlesung also der Monolog, durch das Lesen der alten Schriften, im Zentrum stand, traten die Wissenschaftler nun in den Dialog mit den alten Werken, mit Kollegen und ihren Schülern (ebd., S. 38f). Dies führte zu einer »europaweiten Kommunikation« zwischen den Hochschullehrern, die auch »über alle ständischen, konfessionellen und politischen Gräben hinweg« geführt wurde (Rüegg 1996, S. 40). Der Austausch wurde ermöglicht durch den Wechsel von Briefen, die bis sie gegen Ende des 17. Jahrhunderts von Zeitschriften abgelöst wurden und bis dahin die übliche Art der wissenschaftlichen Diskussion darstellten (Rüegg 1996, S. 40)²⁴.

Auch die Universität der Neuzeit bestand aus den vier Fakultäten Artistenfakultät: Medizin, Recht und Theologie, wobei die Theologie auch zu Beginn der Neuzeit die höchste²⁵ und auch die staatsnächste darstellt, unabhängig ob sie von katholischer oder evangelischer Konfession war (Ellwein 1985, S. 55). Der Humanismus führt an den europäischen Universitäten zunächst zu einem Bedeutungszuwachs der Artistenfakultät und wirkte sich dann nach und nach auf die anderen drei Fakultäten: Medizin, Recht und Theologie aus (Rüegg 1996, S. 46f und S. 48). Wobei das Interesse und die Verwendung der neuentdeckten Technik den Ausbau der Naturwissenschaften förderten. Die Theologie wurde als Fach im Verlauf der Frühen Neuzeit nach und nach durch »Aufklärung, Rationalismus und Empirismus« geschwächt (Ellwein 1985, S. 56).

Frijhoff unterteilt die Frühe Neuzeit nach den drei Jahrhunderten, in denen jeweils unterschiedliche methodische Herangehensweisen eine herausragende Bedeutung hatten. Zu Beginn stand im 16. Jahrhundert die

24 Mertons Buch »Auf den Schultern von Riesen« stellt ebenfalls einen Briefwechsel dar (Merton 1983). Merton beantwortet darin die Frage eines Freundes woher der Aphorismus »On the Shoulders of Giants« oder kurz »OTSOG« (ebd., S. 226) stammt. Interessanterweise stellt das Werk zumindest durch die direkte Frage von Bernhard Bailyn und die direkte Antwort einen Dialog dar und somit im Gegensatz zu dem Bild von Chartres und dem damit einhergehenden Wissenschaftsverständnis eine andere Perspektive, auch weil Merton sich in einer unterhaltsamen Weise durch das »Labyrinth der Gelehrsamkeit« sprich Quellenangaben und Interpretationsmöglichkeiten windet.

25 Die Rechtswissenschaften waren nach der Theologie das ranghöchste Fach, die Studenten bestanden zu einem großen Anteil aus Adligen und gelehrt wurde wie im Mittelalter auch das römische sowie das kirchliche Recht (Ellwein 1985, S. 58).

philologisch-historische Methode, die Mathematik folgte im 17. Jahrhundert und das Experiment im 18. Jahrhundert (Frijhoff 1996a, S. 54). Das Experiment fand vor allem durch Francis Bacon und den neuen Empirismus²⁶ als philosophische Schule ab dem 17. Jahrhundert Verbreitung (Rattner & Danzer, 2005 S. 35ff, vgl. auch M. Weber 2002 [1919], S. 491)²⁷. Von 1500 an wandelte sich langsam das »Verhältnis von Glauben und Vernunft« und es kam zu einer »Befreiung« der Vernunft« (Ellwein 1985, S. 40). Wissenschaft führte in diesem Zusammenhang jedoch auch zu einer Verunsicherung der Gesellschaft, denn die Auflösung des zuvor Geglaubten ohne eine »funktionale Äquivalenz« führt zu Verunsicherung (Luhmann 1990, S. 654). Zudem kam es mit anderen gesellschaftlichen Teilbereichen zu einem erhöhten Konfliktpotential, was sich teilweise in Zensur und Aufsicht über die Lehrinhalte niederschlug. Ellwein fasst diesen Umstand so zusammen: »Je mehr sich die Einheit von Glauben und Vernunft auflöst und je offener und unberechenbarer wird, was Vernunft hervorbringt, desto mehr wird »die« Wissenschaft zu einem Akteur auf dem Feld der gesellschaftlichen Auseinandersetzung« (Ellwein 1985, S. 42).²⁸ Luhmann sieht ab dem 17. Jahrhundert die »gut zweitausendjährige Symbiose von Wissenschaft und Magie« zerfallen (Luhmann 1990, S. 563), er führt nicht näher aus, woran er dies festmacht, es ist jedoch zu vermuten, dass diese Veränderung auch dem einsetzenden Empirismus zu verdanken ist.

Unterstützt oder möglicherweise erst ermöglicht wurde die Weiterentwicklung der Wissenschaft durch die Technik des Buchdrucks, die zu einer Verbreitung von Wissen im Allgemeinen (Ellwein 1985, S. 25) und damit zu einer Veränderung der Rolle des Hochschullehrers führte (Stichweh 2013, S. 219, vgl. S. 163). Die Vorlesung als einzige Methode der Wissensvermittlung verlor so durch den Buchdruck ihren zentralen Stellenwert bzw.

26 Als Sinnbild des Empirismus in dieser Zeit wird zum Teil Galileos angeblicher Ausspruch »Man muss messen, was messbar ist, und was noch nicht messbar ist, messbar machen« verwendet (vgl. z. B. Baron & Tölle 2009, S. 5; Siebert 2009, S. 16). Eine Analyse von Kleinert zeigte jedoch, dass keine Belege für dieses Zitat existieren und dass es sich wahrscheinlich um einen Übersetzungsfehler (aus dem Werk von Cournot) handelt, der durch die unreflektierte und unüberprüfte Verwendung des »Zitats« gerade in den letzten Jahrzehnten dazu führt, dass dieser Ausspruch in zahlreichen Quellen weiterverbreitet wurde (Kleinert 2009).

27 Wobei Wittrock Forschung an der Universität als neue Funktion ab dem 19. Jahrhundert verordnete (1993, S. 303).

28 Jedoch ist anzunehmen, dass nicht nur die Antworten sondern allein das Stellen von Fragen, was durch die Wiederentdeckung der griechischen Philosophie als sokratische Methode üblich wurde, zu Konflikten führte.

erhielt eine andere Bedeutung (Ellwein 1985, S. 12). Diese Innovation veränderte die Rolle des Universitätslehrers erheblich, zuvor machte gerade der Besitz seltener Bücher für jene, die in der Vorlesung daraus vorlasen, ihren Status aus (Stichweh 2013, S. 219, vgl. S. 163). Durch den Buchdruck wurde der Besitz von Büchern für eine breitere Masse erschwinglich und der Universitätslehrer musste sein Prestige durch einen Vortrag, der nunmehr aus einer »Mischung aus partikularistischen und universalistischen Momenten« (ebd.), nämlich dem inkorporierten und objektivierten Kulturkapital (Bourdieu 1983) bestand, festigen. Diese Innovation brachte somit als externe Kraft einen erheblichen Innovationsdruck auf die Hochschullehrer mit sich²⁹. Die eigene Erkenntnis erhielt, vermittelt über die neuen Tugenden, Neugier und Durchhaltevermögen im Humanismus in einer Zeit, in der Neuigkeiten im Allgemeinen begehrt waren, einen eigenen besonderen Wert (Rüegg 1996, S. 31). Dies veränderte auch das Selbstverständnis der Hochschullehrer, sie wurden selbstbewusster und mischten sich auch beispielsweise in das tägliche politische Geschäft ein, so dass nach und nach eine europäische Gelehrtenrepublik entstand (ebd., S. 44, S. 40). Damit gingen auch gesellschaftliche Verpflichtungen einher und sie mussten sich in der aristokratischen Gesellschaft behaupten (Vandermeersch 1996, S. 209). Genau dieser Umstand führte jedoch auf der anderen Seite dazu, dass sich die soziale Rolle im Hinblick auf das Ansehen der Gelehrten änderte und sie »immer weniger [als] die Inhaber von Pfründen und Ämtern« sondern als »die Diener des engeren und weiteren Gemeinwesens, der Pfarrei, der Kirche, der Gemeinde oder des Staates« wahrgenommen wurden (Frijhoff 1996a, S. 68).

2.2.2 Die Lehrenden

Während die Gelehrten im übertragenden Sinn im Mittelalter auf den Schultern der Riesen oder in Elfenbeintürmen saßen, nahmen sie in der Frühen Neuzeit Aufgaben im Staatssystem wahr, bildhaft stiegen sie aus ihrem Elfenbeinturm oder von den Schultern der Riesen hinab. Sie erhielten Unterstützungen für Forschungsreisen und Experimente oder waren direkt am Hofe angestellt. So wurde die Erkenntnis um ihrer Selbstwillen in einem

²⁹ Verglichen mit sonstigen Medien-Innovationen in den letzten Jahrzehnten (Internet, Computer) lässt sich die Hypothese ableiten, dass diese das Arbeiten des Hochschullehrers nicht derart stark verändert haben.